

Geschichte einer Bombe.

51

Von Andreas Strug.

Ihre Gedanken fielen gleichsam in Schummer. Die Menge, die Musik, das blendende Licht, das den Augen wehtat — das schien sie alles zu träumen. Irgendwann hatte sie das alles schon einmal gesehen. Irgendwann hatte sie von diesem mit Teppichen bedeckten Podium, auf dem jetzt drei gepuderte Damen saßen, schon einmal geträumt. Die Entdeckung, daß es nur ein Traum war, erfüllte sie mit Glück und Freude, — doch im gleichen Augenblick kam sie zu sich. Entsetzen erfaßte sie. Wie lange hatte ihre Erstarrung gedauert? War inzwischen nicht alles schon verloren? Mit einem Ruck wandte sie sich zum Ausgang — mit vor Schreck erweiterten Augen herumsuchend. War es nicht schon zu spät? — Doch welches Glück!

Der Mann in der Livree stand da, mit befehlenden Augen, und sprach mit leiser, ruhiger Stimme:

„Sieh Dir die Waren an! Kauf! Kauf immer zu! Denk nicht! Kauf, sprich mit den Damen! Denk nicht! ...“

Es sauste ihr in den Ohren, wie ein fernes Stöhnen drang es zu ihr. Jetzt hatte sie wieder Gewalt über sich, Kraft und Leichtigkeit in den Bewegungen.

Was immer sich ereignen sollte, war vernünftig, klar und aufs tiefste durchdacht. Was immer sie auszuführen hatte, war gut, erwünscht und leicht. Sie lächelte wieder ihrem Glücke zu. Durch das ferne rhythmische Stöhnen hindurch, das stets in ihrem Ohr hing, hörte sie dennoch ganz deutlich, was die lustigen Verkäuferinnen zu ihr sprachen, sie hörte ihre eigene, fremdartig klingende Stimme, ihr Lachen und Scherzen. Dann, als sie an der großen Tür des Haupteingangs vorbeikam, sah sie mit ruhigem Auge in die Tiefe der breiten Treppe hinab, wo ihr Schicksal erscheinen mußte.

Niemals hatte sie so viel Frische, Heiterkeit und Kraft in sich gefühlt. Die Last der Bombe, welche unter ihrem Jackett an einem Stahlhaken am Gürtel hing, drückte sie nicht mehr. Sie fühlte nicht die geringste Anstrengung beim Gehen. Sie schwebte wie über der Erde. Schon hatte sie alle ihre qualenden unlöslichen Gedanken vergessen. Eine wilde Ausgelassenheit überkam sie, eine Geringschätzung für alles und das aufrichtige Bedürfnis, sich zu unterhalten. Von allen Seiten kamen ihr amüsante Versuchungen entgegen. Zum Beispiel: diesen großen geflochtenen Fauteuil zu kaufen und zuzusehen, wie dieser mächtige und unheilvolle Leo ihn als gehorsamer Diener durch den ganzen Saal tragen würde. Oder sich in dieses Labyrinth der Verkaufsstände verstecken, sich in die Menge hineinwühlen, verschwinden, flüchten und sich innerlich über Leos finstere Blicke tollkühn. Unwillkürlich lachte sie dabei laut auf, vielleicht allzu laut. Aber in der Tat, noch nie hatte sie etwas so Komisches gesehen: da steht dieser Harlekin mit gespreizten Beinen, den Regenschirm in der Hand, wackelt nach allen Seiten, macht einige steife, ungeschickte Schritte und fällt plötzlich, ganz überraschend hin. Wie lustig! ...

„Trink ein Glas Wasser! Trink sofort ein Glas Seltenerwasser. Sofort! ...“

Sie gehorcht. Sie trinkt mit vielem Genuß ein großes Glas einer prachtvollen eiskalten Limonade. Sie bezahlt einen Rubel. Der Saal verdunkelt sich. Klingel.

Sie schaut begierig. Hoch über der Galerie auf einer großen Leinwand fliegt ein lebendiges Landschaftsbild vorbei. In der Mitte laufen die Eisenbahnschienen. Von der einen Seite steigen die Flanken der Berge herab, von der anderen wogt und stürmt die Brandung des wunderbaren Meeres gegen die Küste. Von ferne kommt eine Welle, steigt an, sammelt sich, fließt über und bedeckt das Ufer mit einem breiten Mantel. Der Wind trägt eine fernige, salzige Kühle vom Meere her. Es neigen sich vor dem Winde die Äste der Bäume, weiße Villen, Paläste fliegen vorbei. Die Menschen, die dem Zuge zusehen, verschwinden rasch. Eine bekannte, liebliche Walzermelodie gießt eine saltsame rührende Schönheit darüber aus. Jemand ruft deutlich und laut die Programmnummer aus: „Fahrt von Nizza nach Monte Carlo!“

Niemals werde ich dort sein! — denkt Rama, und Tränen füllen ihre Augen.

Die Musik spielt eine lustige triviale Polka. Mitten auf dem Weg wankt ein Betrunkener. Die Hunde bellen ihn an, ein Radfahrer stößt mit ihm zusammen, und beide kommen auf eine komische Weise zu Fall. Ringsum Lachen. Auch Rama lacht. Der Betrunkene geht weiter. Fällt in eine Schafherde hinein und prügelt sich mit dem Hirten. Hunde reißen ganze Stücke aus seinem Anzug heraus. Irgend ein Mensch trägt etwas in einem großen Gefäß auf dem Kopf. Der Betrunkene gerät ihm vor die Füße und wird von oben bis unten mit Kalk begossen. Ringsum Lachen. Auch Rama lacht, obwohl sie wahrnimmt, daß diese närrische Szene auf irgendeine schreckliche Weise mit ihrer Angelegenheit in Verbindung kommt. Plötzlich war das Entsetzliche der Tat, die bald, jeden Augenblick geschehen mußte, wie ausgelöscht und ihre Erhabenheit besleckt. Man wird die Augen abwenden müssen von diesem Unsinn und mit dem unterbrochenen ausgelassenen Lachen sich dorthin begeben, dachte sie ... Warum ist das so dumm? Unmöglich! ... Ganz unmöglich ... daß es wirklich geschehen soll ... Sie weiß, daß sie tun wird, was nötig ist, daß sie werfen wird, wie es sich gehört ... aber es wird nicht mehr dasselbe sein. Jetzt weiß sie: nichts wird geschehen. Es wird nicht gelingen.

Der Glaube verließ sie. Es blieb nichts in ihr zurück als eine passive gedankenlose Ergebung. Keine Spur eines Wunsches, keine Spur von Angst. Nein ... es wird nicht geschehen. Im Halbdunkel sah sie neben sich das Gesicht Leos und den finsternen Glanz seiner Augen als er hinter sich nach dem Eingang des Saales blickte. Sie dachte stumpf: Er hofft noch! Dabei ist es doch ganz unmöglich. Woher ich es weiß? Ja weiß es und irre mich nicht ...

Nach einer Weile wußte sie gar nichts mehr. Im Kopfe war es vollständig leer. Alles war verschwunden, nur von ferne, wie durch einen trüben Nebel berührte sich die unerbittliche, ununterbrochen ihre Bahn laufende Wirklichkeit. Sie zählte jeden verflochtenen Augenblick und stellte in aller Ruhe fest, daß es bald Zeit sein wird, zu wollen, zu handeln. Wann? Jeden Augenblick ... Aber sie verstand es nicht.

Im Ohr hatte sie wieder das stöhnende Geklingel. Und auf einmal fühlt sie in ihrem ganzen Körper Leichtigkeit und Frische wiederkehren, und es ist ihr, als komme sie wieder in Betrieb wie eine gut geölte Maschine. Eine fremde Macht schiebt sie, hebt sie hoch über die Erde. Nur in der Seele ist schwere Ohnmacht, düstere, tödliche Trauer. Die Pulver des Arztes scheinen sehr wirksam. Noch nie hat sie solche Kraft in sich gefühlt und zugleich eine solche Unfähigkeit zu denken, zu überlegen. Irgendwoher aus einer anderen Welt, jenseits von alledem, was sich ringsum ereignete, drang fernes, kaum hörbares Geräusch und Geflüster zu ihr. Näherkommend hörte es sich an, wie das Geräusch einer anrückenden Wasserflut. Gleichsam als Verkündigung dessen, was jetzt geschehen mußte. Schon nahte der entsetzliche Moment, und Rama suchte verzweifelt in sich nach Kraft und Hilfe. Alle Gewalten der Seele schienen auseinandergebrochen, und die Augen traf immerzu wie ein gräßlicher Hohn dies wandelnde Bild: wie der Trunkene über die Straße wankt, von Hunden verfolgt, von Menschen mißhandelt. Das lustige Lachen der Gaffer, das jeden Augenblick ausbrach, tat weh. Die heitre Melodie der Musik quälte das Ohr.

Plötzlich war der Saal wieder hell, und Rama wandte sich heftig nach der Eingangstür um. Der Strom des Publikums drängte sich dort hinaus. Das Orchester spielte einen Marsch. Die Damen an den Verkaufsständen räumten auf, der Basar war zu Ende.

Draußen regnete es. Sie mußte lange warten, bis ihr Wagen vorfuhr. Mit irren Augen sah sie in die Menge hinein, als suchte sie was. Sie begriff nichts. Sie wußte nur das eine, daß sie lebte, morgen leben würde und vielleicht noch manches lange Jahr. Das entsetzte sie, es schien ihr unmöglich. Sie konnte es auf keine Weise fassen. Die nassen Regenschirme, der Straßenkot, der Lärm der vorfahrenden Wagen, die Gewöhnlichkeit dieses ganzen Treibens bedrückte sie wie ein gespenstischer qualender und unsaglicher Traum.

Nemand faßte sie kräftig unterm Arm und schob sie in den Wagen. Der Wagenschlag klappte dumpf zu. Sie fuhren.

Wieder blickte durch das Fenster dieselbe gleichgültige wirkliche Welt hinein, die so gar nichts von ihr wußte.

Vor kurzem erst hatte sie mit Lust von ihr Abschied genommen, stolz in dem vollen Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit. Sie war hergefahren wie eine Königin, für die das gemeine Recht der Welt keine Geltung mehr hatte. . . . Jetzt kehrt sie zurück wie eine Vertriebene, wie eine Bettlerin. Wieder ist sie der brutalen Gewalt des nächsten Tages ausgesetzt. Im Laufe dieser Nacht wird sie sich mit ihrem alten Schicksal wieder versöhnen müssen. Sich vor der kleinen Armlosigkeit des Lebens beugen. Sich wieder gewöhnen, wie früher die Erde zu treten und Menschen zu treffen, die bereits für sie verschunden waren wie Schatten. Sie wird sich wieder ihre Gesichter in Erinnerung bringen müssen, ihre Namen, ihre Bedürfnisse. . . . Sie erkannte mit Entsetzen, was es hieß und wie schrecklich es war, Abschied vom Leben zu nehmen und wiederzukehren! Sie wußte, daß sie nichts mehr interessieren, und daß kein Ding in der Welt sie noch je in Wahrheit an sich binden wird. Sie erwachte wie ein völlig fremder, verwandelter Mensch. Was sie früher war, war tot. Verschollen. Wie wird jetzt dieser neue Mensch in ihr leben?

Der Wagen hielt. Leo stieg ein. Die Livree hatte er abgelegt. Er hatte einen Paletot an und einen Hut. Er setzte sich hin, ohne ein Wort zu sprechen. Sie fuhren weiter.

„Warum geschah das?“ fragte Rama hitzig und scharf.

„Darum, weil er nicht kam.“

„Warum kam er nicht?“

„Weil er nicht kam.“

Der Wagen rüttelte dumpf weiter, der Regen schlug gegen die Scheiben, und durch die herabfließenden Tropfen sah die Welt trübe aus, unheimlich. . . .

„Hören Sie, Leo. . .“

„Ich höre.“

Sie rückte ganz nahe an ihn heran und sah ihm scharf in die Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Gertrud.

Von G. Werner.

Gertrud war dreißig Jahre bei Malvens im Dienst. Länger als ein Vierteljahrhundert bereiteten ihre treuen Hände das Essen, bannten den Staub von den Möbeln, führten die Besekle aus. Mit zwanzig Jahren war sie zu ihnen gekommen, jetzt war sie fünfzig alt. Sie war gealtert bei ihnen, in der kleinen winzigen Küche und der engen Schlafkammer, wo nach den Anstrengungen des Tages kein Traumgott sie besuchte. Und sie wünschte keinen anderen Wechsel in ihrem ouden Dasein als eine neue Wasserleitung, die sie nie bekam. Wenn bei den Visiten, die die Damen der kleinen Stadt austauschten, das Gespräch natürlicherweise auf die Diensthofenfrage kam, sagten alle zu Frau Malven:

„Sie kennen diese Sorge ja nicht. Sie haben Glück, daß Sie ein Mädchen wie Gertrud haben.“

Frau Malven schien von ihrem Glück gar nicht so überzeugt zu sein.

„Es hat alles seine Schattenseiten. Sie hat viele Fehler, und wir müssen vieles bei ihr durchgehen lassen. Aber wir behalten sie doch, wenn man ein Mädchen schon so lange hat!“

So wurden auch Malvens für ihre geduldige Nachsicht gelobt. Denn es war tatsächlich so, Gertrud ließ viel zu wünschen übrig.

Wie ein Sturmwind segte sie immer in die Stube hinein, ganz gleich, ob Gäste da waren oder nicht. Geräuschvoll lief sie auf Gohspanntinen unger und machte immer einen schwerbeschäftigten Eindruck. Wenn sie ein Glas Wasser brachte, wuschte sie sich dabei den Schweiß von der Stirn, und brauchte ebensoviel Anstrengung dazu, wie um einen Haufen Kohlen aus dem Keller zu holen. Dann hatte sie noch eine eigentümliche Angewohnheit, und zwar: sie zählte laut vorher alles auf, was sie zu tun hatte: „Jetzt werde ich die Töpfe scheuern, doch muß ich erst noch etwas Salz an den Braten tun“, oder: „Ich glaube, es wird regnen, da muß ich meinen Schirm mitnehmen, wenn ich auf den Markt gehe.“

Mit einem Wort, ihr fehlte es an jener ruhig vornehm dienenden Art, durch die sich Mädchen aus feinen Häusern auszeichnen.

Doch Gertrud hielt fest zu ihrer Herrschaft, wie ein Rad an der Mühle.

„Gute Menschen, Herr und Frau Malven,“ war Gertruds Urteil. „Der Herr sehr gutmütig, sehr eiger und ehrenhaft, die Frau topfguderisch, ein wenig zu genau bei den Einkäufen, aber warum auch nicht?“

Und wenn die beiden sich abends gegenüberßen in friedlicher Eintracht, dachte die alte Gertrud beim Abdecken oft: Eine zu gute Herrschaft! Gott segne sie!

Und doch nicht immer hatte Gertrud ihr Schicksal im Dienst bei Malvens gesehen.

Es gab eine Zeit, wo sie an ganz andere Dinge gedacht hatte. Das war früher, ganz früher, im Frühling ihres Lebens. Blütlung war sie noch und hatte Haare, die wie Gold stimmerten.

Damals, als sie ihren Liebsten hatte. Ganz gewiß, ein hübscher Kerl war er, ihr Peter, und was er für liebe Dinge sagen konnte!

Sie waren einig und wollten heiraten, wenn er seine Jahre abgedient hatte.

Als er eingezogen wurde, war sie schon bei Malvens im Dienst. Er hatte versprochen, ihr zu schreiben. Sie wartete vertrauensvoll darauf, am Tage in der kleinen, winzigen Küche und nachts in ihrer engen Kammer. Sie dachte so viel an ihn, an die schönen Abende unter dem schattigen Laubdach, an die Worte, die er ihr gesagt, und das beglückte sie. Aber warum schrieb er nicht, wie er ihr versprochen hatte? Sie sandte ihm lange Briefe und wartete. Warum antwortete er nicht?

Ihre Herrschaft tröstete sie: Peter habe sie vergessen und sie solle es nur nicht so schwer nehmen.

Aber sie glaubte es nicht. Nein, so schnell konnte er sie nicht vergessen.

Sie schrieb einen Brief nach dem anderen, hat und flehte, sie verteidigte ihr Glück, wollte ihre jungen Träume nicht hergeben. . . . Aber er gab keine Antwort.

Und eines Tages, nachdem er seine Dienstzeit beendet hatte, hörte sie, daß er sich mit einer anderen verheiratet habe.

Da erkannte sie, wie gut ihre Herrschaft es doch mit ihr meinte. Als sie jahen, wie unglücklich Gertrud war, sprachen sie ihr mitleidig zu, schenkten ihr ein schönes, neues Kleid und gaben ihr zwanzig Mark Zulage.

Und die Jahre vergingen. . . .

Gertrud blieb in der kleinen winzigen Küche. Das Alter kam. Runzeln. . . . Vergessen. . . .

Herr und Frau Malven hatten eine Tochter nach außerhalb verheiratet.

In den Schulferien kam sie mit dem Mann und den Kindern zu Besuch, und ihre Jugend erhellte das alte Haus mit den ersten Möbeln, den verblühten Tapeten. Die alte Gertrud murrte über die viele Arbeit, das laute Geschrei und die Unordnung, die die Kinder machten, aber im Grunde ihres Herzens freute sie sich darüber.

Die junge Frau hatte ein Kindermädchen bei sich. Ein junges Ding! Sie ging oft aus, und wenn sie in der Küche saß, las sie Briefe, die sie freudig aufsachen ließen.

„Die sind wohl von Deinem Schatz?“ fragte die alte Gertrud einmal.

„Ja!“

Die Kernte, auch sie betrat den sonnigen Weg, der mit Tränen endet!

„Wo ist er?“

„Im Regiment.“

„Und warum gehst Du so oft aus?“

„Ich trage meine Briefe zur Post und hole mir seine! Ich habe nicht Lust, sie mir abfangen zu lassen. Hier muß man mißtrauisch sein.“

„Was sagst Du?“

„Das weißt Du nicht? Arme Gertrud, Dir hat Deine Herrschaft einen schlimmen Streich gespielt. Ich hörte es einmal, wie es die Gnädige dem Herrn erzählte. Als Du jung warst, hastest Du auch einen Liebsten?“

„Ja!“

„Und Du schreibst ihm oft?“

„Ja!“

„Und hast auf seine Antwort gewartet?“

„Es kam aber keine, ja, die Männer. . .“

„Sag nichts Schlechtes über diesen Mann, Gertrud, er hat Dir immer geschrieben, aber Deine gnädige Frau hat Dir die Briefe nicht gegeben. Und zwei- oder dreimal hat sie sich gar freundlich erbolen, Deine Briefe mit zur Post zu nehmen; aber die sind nie befördert worden. Die sind eben verloren gegangen — mein Gott, ein Brief kann doch unterwegs verloren gehen. Und als Dein Bräutigam auf seine wiederholte Bitte um Nachricht keine Antwort bekam, da hatte er schließlich genug davon.“

„Was sagst Du da?“

„Das hat meine Frau unserem Herrn erzählt, und daß sie es gar nicht recht von ihren Eltern fand. Sie sind die Herrschaften, und darum nehme ich mich in acht!“

Gertrud wurde ganz bleich.

Das war's also, er hatte sie für treulos gehalten und darum eine andere genommen.

Die alte Gertrud schmerzte es nicht mehr. Es waren zu viele Jahre darüber hingegangen. Sie suchte nur nach einer Entschuldigung für ihre Herrschaft, fand aber keine.

„Guter Gott, warum haben sie das getan?“

„Damit Du bei ihnen bleibst, Gertrud!“

Die alte Gertrud antwortete nicht. Sie staunte nur, daß man sie für so kostbar, so unentbehrlich gehalten hatte, daß man sie um jeden Preis behalten wollte.

Und trotz ihres verfehlten Lebens, ihres geopferten Glückes,

trotz des Betruges, dem sie zum Opfer gefallen war, trug sie das alles in Geduld.

Das Alter hatte sie mürbe, der lange Dienst ergeben und duldsam gemacht.

Neue Erzählliteratur.

Gerhart Hauptmann: Atlantis. (Verlag S. Fischer, Berlin) In diesem Roman von epischer Breite zeigt sich wieder einmal der Unterschied von Beschreibung und Gestaltung. Gerhart Hauptmann schildert in farbigen Bildern die Fahrt eines Seesdampfers und die Begebenheiten auf dem Schiffskoloss „Noland“, aber es bleibt alles Darstellung aus der literarischen Perspektive und wird nicht zu Lebendigem umgebildet. Das Schiff scheint nur ein künstlicher Rahmen für das Wandelpanorama, das seine Gasse stellen. Ebenso gut konnten sich die Geschehnisse anderswo abspielen. Mit Ausnahme des Schiffbruchs natürlich. Aber auch dieser plastisch herausgearbeiteten Katastrophe fehlt das „Atmosphärische“. Die Gesellschaftsbildung hätte ja schließlich zu wenig den Titel Atlantis gerechtfertigt, wenn sie nicht durch ein Ereignis, das im Ozean wurzelt, unterbrochen worden wäre. Und so bekennt sich der Autor, daß diese Menschen, die er uns detailliert vorführt (im Grunde uninteressant wie die jüdische Rindane mit ihrem Dienstmädchen Roja, ebenso Profiler der Held mit seinen Durchschnittslebensschmerzen), schon hundertmal an uns vorbeigezogen sind, nur lebten sie da vielleicht im Berliner Salon oder im Liebeshotel usw. Der Unterhaltungslektüre mußte also eine starke Milieunuanze gegeben werden. Kapitän, Kajüte, Schiffsdeck usw. blieben nur Namen, so rehabilitierten die Kapitel vom Schiffbruch, wo der Leser endlich etwas Salzgeruch und Meeresschmack auf die Zunge bekommt, den anspruchsvollen Titel Atlantis — wer außer diesem gut und passend geschilderten Vorgang des Dampferuntergangs, bringt in dem Hauptmannischen Buch die Stimmung des Ozeans, die Wunder einer Seereise, das Kosmische zum Bewußtsein? Unglückliche Gerettete werden mit Goethegitarren getötet, nichts von der Natur, von dem Ausnahmezustand der Seefahrt berweht sich mit den Personen, sie bleiben Dugendtypen, zusammengehalten vom äußeren Rahmen des Schiffes. Zwar sind einige dieser Typen phantastisch herausgeputzt, wie die innerlich angefaulte Tänzerin Mara-Jingigerd mit der Salomeeseele, aber was bedeutet dieses Genußpüppchen, das den jungen Wissenschaftler Friedrich von Kammacher das Blut vergiftet? Auch dieser glücklich aus dem Schiffbruch gerettete, von den Dämonen der Liebe gepeinigte Medizmann bleibt mit seiner Leidenschaft nur „Beschreibung“ und so wenig wir das Meer sahen, fühlen, so wenig sehen und fühlen wir nach der Landung Amerika. Auf dem Meere hörten wir Themen wie Frauenfrage, Darwin, Aristoteles, Literatur und Verwandtes; in Amerika hören wir von Theateragenten, Kunstausstellungen und japanischen Stachelblättern usw. Also, ein Roman, der in geschickter anschaulicher Schilderung zu unterhalten weiß, des Autors vielfache Kenntnisse verrät und mit einer glücklichen Verlobung schließt. Friedrich geendet von der vampirhaften Tänzerin und findet das Edelweib. Hauptmann aber fand nicht in seinem bunt schildernden Buch, was uns hätte Erlebnis werden können.

Johannes W. Jensen, Des Königs Fall. Roman aus der Hansezeit (Verlag S. Fischer, Berlin). Hoch erhaben über das Literarische, über alle Kunstschreiber und Schönredner, die den Dichternaparnak betrachten, steht der Däne J. W. Jensen. Er ist der eigentliche Dichterschöpfer unserer Zeit. In jedem seiner Bücher gibt Jensen eine neue Welt. Aber jedesmal fühlen wir diese Welt, leben wir in ihr. Sie steht da und ist selbst lebendig geworden, wir schwimmen in ihrer Atmosphäre. Nach dem Gletscher, diesem bärenhaften, das Problem des Göttlichen im Menschen bis in die tiefsten Wurzeln blühenden Mythos aus chaotischer Vorzeit nun dieser gewaltig aufgerollte Zeitraum, in dem der Dichter, ohne von seiner sprunghaft elastischen, geistbelegten Natur abzurufen, sich so energisch zusammenrafft, daß er mit Konzentration ein Kulturbild aus den Kämpfen der Nordländer mit der Hanse zeichnet und zugleich ein schwermütig-mystisches Seelendrama. Ein ungeheures Leiden, eine lähmende Resignation und ein alter Fatalismus zieht durch das reiche Geschehen dieses dichterisch entworfenen nordischen Geschichtsbuches. Jensens großartiger Phantasie und Gestaltungskraft war es ein Leichtes, die Gestalten der Historie so mit Blut zu durchtränken, daß sie wie Zeitgenossen warm und lebendig vor uns stehen. Das gilt nicht nur von dem ränkevollen unglücklichen König Christian und dem eigentlichen rätselhaften Helden des Buches, dem fahrenden dänischen Landsknecht Michel Thøgerien (in dem ein nordischer Simplizius Simplizissimus symbolisiert erscheint), das gilt auch von der kleinsten Nebenfigur. Alles ist Staffage, die notwendig wird zur inneren Charakteristik jener Zeit. Auch die alte Meisterschaft Jensens, die Seele der Frauen und die Seele der Landschaft grauenvoll deutlich von innen heraus mit visionärer Kraft zu beleuchten, ist in diesem neuen Werk des Künstlers wieder faszinierend zu spüren.

Camille Lemonnier: Der Kleine Nazarener. Autorisierte Uebersetzung von P. Cornelius. (MS V. Band der ausgewählten Werke Lemonniers erschienen bei Axel Junfer, Berlin.)

Wer die naturalistischen Romane des großen belgisch-französischen Erzählers und Zola Ebenbürtigen, semen „Noland“, „Aus den Tagen von Sedan“, „Ein Mann“ gelesen hat, der stutzt unwill-

kürlich und schlägt noch einmal das Titelblatt auf. Wie? Dieser erschreckend gegenständliche Schilderer des ewig Triebhaften, des kraftvoll Katholischen im Menschen, der soziale Probleme, blutige Saidsale empörter Grubenarbeiter, das Schlachtfeld des Krieges und der Liebe mit kolossaler Kraft zu monumentalen Bildern zwang und der romantische, fast spitzfindig und liebevoll à la Spitzweg detaillierte Maler altniederländischer Genrebilder sind ein und derselbe Dichter? Aber wer genauer zuseht, erkennt auch hier im Kleinen, Jüdischen und Spiehbürgerlichen die Meisterhand Lemonniers. Der Autor führt uns in ein kleines flandrisches Städtchen, eine Art holländisches Oberammergau. Die Bürger, Fischer, Krämer, sie leben alle nur für ihre große, österliche Christus-Prozession, die allein drei Christusse, einen Palmsonntagchristus, einen dornengekrönten Christus und einen Christus als Kreuzträger im Zuge führt. Die tragikomischen Schicksale des Palmsonntagchristus, des langhaarigen, schönen blauen Seilwindlers Zoo Rabbe, dem die feierliche Kofe des Nazareners auf dem Felde so zu Kopf gestiegen ist, daß er auch im Leben mit Inbrunst den wohl- und wunderbaren Armeut-Heiland in den Gassen des ebenso bigotten wie nassabastigen Städtchens spielt, sind in farbiger Weise in dem Buch ausgebreitet. Zoo Rabbes Schicksale und seine endliche Erlösung vom Erlöserwahn in den Armen eines äppigen Weibes lesen wir mit derselben Bewunderung, wie des Autors große Ideenromane. Auch hier blüht als Silberfaden im Gewebe der Idylle eine Idee: wie ein „Beharrungs-mensch“ die Lebensläge pflegt und hegt und in diesem Scheinglück über der Misere des Alltags schwebt. Und wir bewundern nicht mehr, wie Lemonnier auch in dem Kreis halbübergeschnappter Schulbürger das Menschliche herauszufinden und es in das Licht des Verstehens zu rücken weiß.

Karl Morburger: Sturmbögel-Erzählungen aus der russischen Revolution. (Georg Müller, München.) Ein Deutscher schildert hier russische Zustände mit einer Wahrheit und Unerbittlichkeit, als ginge er in den Spuren des großen Dostojewski. Die knappen zehn Erzählungen, die als wertvoller Beitrag zur Naturgeschichte der russischen Volksseele zu betrachten sind, handeln von politischen Flüchtlingen und auf Schweizer Untertanen vegetierenden Revolutionären, die alle des Rufes der Partei im Vaterland hatten und freudig ihre Aufgabe im Dienste der Idee lösten. Denn die Disziplin bei diesen Politikern ist eine wahre Feuerdisziplin. Das Leben der „Illegalen“, das immer und ewig von Spähern, Sargen, Galgen und transbaikalischer Zwangsarbeit bedroht ist, gibt furchtbaren Stoff, und Karl Morburger schildert diese Freiheitshelden, die, wie die von der Kugel getroffene junge Studentin, im Sterben zum erstenmal lächeln, mit plastischer Lebendigkeit. Alle diese noch nicht von der Arzibischewitschen Krankheit, der „politischen Gleichgültigkeit“, angefaulten jungen Propagandisten der Tat leben und kämpfen für die heilige Sache und achten ihr persönliches Glück im Panne des Altruismus für eine Seifenblase. Das ist ergreifend, das ist rührend, weil es so selbstverständlich ist bei ihnen. Dieses Buch von den Jüngern eines großen Menschheitsgebotes ist ein Buch des Glaubens.

Jakob Wassermann: Faustina. Ein Gespräch über die Liebe. (S. Fischer, Berlin.) Wassermann bewies es schon in seinem großen Roman: Der goldene Spiegel, daß er Philosoph geworden. Er ist geladen mit Gedanken, er hat sich glücklich herausgearbeitet aus der trostlosen Wortschwelgerei und dem Orgasmus des herausgemittelten Raffinements, die man mit Betrübten in seinem Alexander von Babylon austauschen sah. Aber Wassermann ist nicht nur Philosoph, er ist auch der Autor des Büchleins von der Kunst des Erzählens und so versteht er natürlich seine Philosophie reizvoll einzukleiden. Faustina dialogisiert mit dem modernen Mann von heute über die Liebe. Faustina ist das elementar fühlende Weib voll Leidenschaft, die verzückte Zafagerin der Liebe, sie ist dionysischen Blutes. Er ist der feinnervige Individualist und Auswähler seiner Genüsse, der die Liebe für seinen Schluß dreht und sich mit ihr drapiert, der Mann apollinischen Blutes. Faustina hat das robuste Gefühl, er das schürfende Gehirn. Bei ihr ist die Liebe im Herzen, bei ihm im Zerebralsystem. Faustina hat das Gefühl, das Untergehen und Vergessen, den Rausch, er kontrolliert seine Gefühle, er liebt mit „Kultur“. Ein glänzendes Wortgefecht um die dionysische oder apollinische Auffassung der Liebe haben und drüben. Leuchtungen steigen auf. Faustina will in der Liebe die unbekümmerte Affektentladung, sie ist aus dem amourösen Jahrhundert, er verfolgt mit der Liebe einen höheren Zweck, die Persönlichkeitssteigerung, er ist der Mann unserer Nebenzeit. Der geistgetränkte Dialog gipfelt in dem Fazit, daß unsere Zeit die unzusammengesetzte Liebe, in der sich der Liebende selbst verliert, verloren hat, dafür aber die differenzierte Liebe, in der der Liebende sich selbst findet, gewonnen hat.

Hermann Bang: Exzentrische Romane. (S. Fischer, Berlin.) Die nach dem Tode des dänischen Erzählers herausgegebenen Geschichten handeln von absonderlichen Menschen und Situationen. Von Artisten und Luftakrobaten, von Löwenbändigern, Kellnern, Wunderkindern und Impresarios. Das wenigstens sind die Lebensbilder und Seelenausschnitte, in denen Bang sein Eigenes gibt, in denen er zeigt, wie tief er in die Herzen dringt, die am Wege sterben, der ruhmlosen Helden aus der gesellschaftlichen Unterschicht auf seiner rastlosen und vaterlandlosen Weltwanderung zu blicken gelernt hat. Wie er die schwere Kunst mit echt skandinavischer Meisterschaft versteht, knapp, sachlich und im guten Sinne „un-

literarisch" zu schreiben, zu schildern, anzudeuten. Und doch wie viel Farbe, Blut, soziales Gewissen, tiefstes menschliches Fühlen in diesen scheinbar halben, kurzen Sätzen! Die Werke aller Romane ist vielleicht Charlot Dupont, die Erzichte eines musikalischen Wunderkinds. Ein überlegener, farlatistisch lächelnder Ton des resignierten Genußkünstlers und Lebensphilosophen vang wird hier laut. Wie nackt und niedrig stehen sie alle vor uns, die verschiedenen Ausbeuter des armen, um seine Jugend geprellten, ewig schlafenden, ewig Zigaretten rauchenden, ewig sieben Jahre alt bleibenden Wunderkinds im Spitzenragen und viel zu kurzen Hosen: der saubere Vater, der Impresario, das würdige Publikum, die Journalisten, die das Kunstgeschäft machen oder schmeißen. Der Autor gibt scheinbar nur Skizzen, Schattenrisse, und doch bekommen in seiner Gestaltung alle die Entgleisten, Hochstapler, Abenteurer, Exzentrischen und Unglücklichen Fleisch und Blut, der Dichter macht ihre Geschichte nicht zu Tinte und Papier, er haucht ihnen Leben ein mit einem Schöpferatem, den die kleinste Skizze Hermann Vangs verrät.

Georg Hermann: Die Nacht des Dr. Herzfeld. (Egon Fleischel u. Co., Berlin.) Etwas vom Schöpferatem spürt man auch in diesem Buch, das uns in einer Nacht die Großstadt und ein Menschenherz bis in seine geheimsten Regungen zeigt. Beides gezeigt in einer neuen Art, nicht geschildert, sondern gestaltet. Der Verfasser gibt wieder einmal das Bild Berlins, aber das ist nicht, trotz aller Wahrscheinlichkeitstreue, eine tote Kopie, ein Abklatsch des Seins, das ist eine Durchgeistigung und Belebung, wie die Zustands-schilderung der Empfindungen des Dr. Herzfeld eine neue konzentrierte Kunst bedeutet, die sozusagen den „unterirdischen Dialog“ mitreden läßt. Dr. Herzfeld durchwandert eine Nacht Berlin und der Leser sieht es vor sich dieses Vabel in seinen Lastern und seinen Schönheiten. Wie oft sind wir schon von Autoren so durch eine Großstadt geführt worden. Aber ihre Art war die beschreibende, Hermann läßt die Dinge, den Ort, die Personen selbst sprechen, sie wachsen vor uns heraus, durchsichtig, hell beleuchtet, das Geistige, das Lebendige jedes Dinges herausgeholt. Es ist eine Art Pantheismus literarischer Art, der hier das Tote mit einem Hauch der Lebendigkeit, und ich möchte sagen des Göttlichen erfüllt, und wie das Empfindungsleben des nächtlichen Wanderers, der sich am Ende der Wanderung tötet, hier zusammengedrückt ist, durchflutet von Geistigkeit, das hebt das Buch hoch über die traditionellen Schilderungsbücher, es ist ein „Bildungs-buch“ in jenem Goetheschen Sinne, daß es vom Autor nicht geschrieben, sondern gebildet wurde.

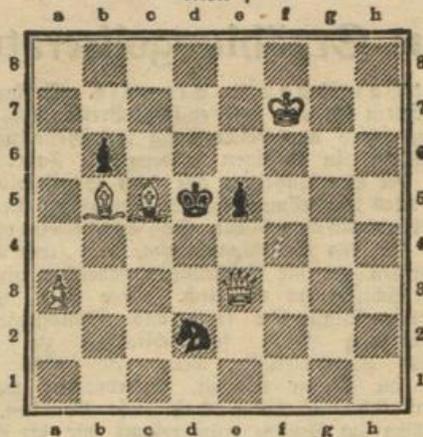
Kleines feuilleton.

Das Stillstehen der Kinder. Der Schularzt Dr. Samosch in Breslau weist die Eltern darauf hin, daß sie ja nicht glauben sollten, den Kindern das spätere Stillstehen in der Schule zu erleichtern, wenn man sie schon vor Schulantritt zum Stillstehen gewöhne. Im Interesse der Disziplin mag das recht willkommen sein, im Interesse der Gesundheit sicher nicht. Man lasse die ganz kleinen Kinder sich soviel wie möglich in der Luft tummeln. Wenn sie müde sind, sorgt man dafür, daß sie sich legen können. Eine Sitzhaltung, etwa mit ermüdender, schlaffer Haltung, ist eine recht unangemessene Ruhe-lage. Man beobachte nur einmal die Kinder beim jog. Stillstehen und man wird sehen, daß die kleinen Körper dabei fortwährend in Bewegung sind. Zum wirklichen Stillstehen kommen die Kinder beim Schulantritt noch frühe genug.

Das zirpenfreundliche Japan. Die Japaner sind begeisterte Verehrer der Insektenmusik. Seit altersher lassen sich die Dichter Japans vom Zikadengeiang inspirieren. Aber auch die Nicht-poeten im Lande der aufgehenden Sonne lieben in hohem Maße die von diesen Insekten hervorgerufenen, melodischen Töne. Darum ward es Sitte, daß an Orten, an denen besonders kunst-begadete Zirpenkonzertierten, ihre Verehrer sich versammelten, um die Nacht in verjüdetem Lauschen zu verbringen. Sie brachten sich dann Matten mit, um sich den Aufenthalt im Freien behaglich zu gestalten. In neuerer Zeit beweist nun der Japaner seine Sympathie für die kleinen Musikanten dadurch, daß er sie zu sich ins Haus nimmt, sich also eine Zirpe hält, wie wir uns einen Kanarienvogel halten. Die Zirpenhaltung ist natürlich ein äußerst billiges Vergnügen, und darum kann sich diesen harmlosen Spaß auch der Unbegüterte leisten. So ist es denn namentlich auch der arme, hartringende japanische Student, der sich ein Grillchen anschafft, damit er eine kleine Trösterin und Sängerin vorfindet, wenn er nach harter, anstrengender Tagesarbeit in sein dürftiges Nest zurückkehrt. Glücklich dünkt er sich, wenn er gar den kleinen Halbflügler „Zurumushi“ in seiner Klause hat. Der Zurumushi ist Japans bester Sänger aus dem Insektenreich. Er ruft wunderbar melodische Töne hervor, die an den süßen, silbernen Klang eines Glöckchens erinnern, das irgendwo in der Ferne schwingt. Aber zufrieden ist auch, wer sich einen „Mathumushi“ eingefangen oder erworben hat. Wenn dieses Insekt Proben seiner Tonkunst hören läßt, meint man, es „bräuse der Wind durch den Fichtenwald“. Mit Wohlgefallen lauscht der Japaner schließlich auch einer „Kufuwa-mushi“ genannten Grillenart. Ihre „Musik“, die sie durch Aneinanderreiben der Flügeldecken erzeugt, soll genau so klingen wie das Geräusch, das ein Pferd hervorruft, wenn es an dem Mundstück seines Zaumes herumtollt!

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
Rett +



2+ (20-30 T)

Alapins Eröffnung.

Korrespondenzpartie vor Jahren gespielt. (Dr. Max Lange ist der belannte Analytiker und Schachtheoretiker der 70er Jahre.) Wir bringen die Partie, weil wir bis jetzt keine Gelegenheit hatten, ein demonstrierendes Beispiel auch dieser Eröffnungsart unseren Lesern vorzuführen.

S. Alapin, Dr. Max Lange +

1. e2-e4 e7-e5

2. Sg1-e2

Natürlich ist S13! Der Letztzug beabsichtigt das Königs gambit mit f2-f4 ohne Bauernverlust vorzubereiten. Der Zug wurde zuerst 1856 von Mayerhofer gespielt, jedoch später von Alapin theoretisch und analytisch ausführlich in der Fachpresse behandelt, weshalb die Eröffnung auch „Mayerhofer-Alapin“ genannt wird. Die nachstehende Partie wurde eben zur Erörterung des theoretischen Wertes gespielt.

2. Sb8-c6

Oder 2. Sg8-f6!; 3. f2-f4, Sx6x4? (3. ef; 4. Sx4, Sx6x4?; 5. De2, De7; 6. Sd5, De5; 7. Sbc3, c6; 8. d4! zc. und gewinnt); 4. d2-d3, Dd8-h4? (am besten ist Rubinstains Zug: Sc5!); 5. g2-g3 Weiß kommt in Vorteil: 5. Sxg3; 6. Sx8, ef; 7. Dh5!, De7; 8. Se2 zc.

3. d2-d4

Auch 3. Sb1-c3, Sg8-f6; 4. f2-f4 kann mit gutem Spiel geschehen. Dingen würde jetzt 3. f4, d5!; 4. ed. Dxd5; 5. Sbc3, Da5; 6. fe, Lg4; 7. d4, 0-0-0 für Weiß bedenklich sein.

3. Dd8-h4

3. ed; 4. Sx4 ergibt die „Schottische Partie“, was für Schwarz wohl am besten war. Der Letztzug sieht nur angreifreich aus, verliert aber Temp und Weiß bemächtigt sich schließlich des Angriffs.

4. d4-d5 Lf8-c5

5. Se2-g3 Sc6-e7

6. Sb1-d2 Dh4-f6

6. Sf6?; 7. Sf3, Dg4; 8. h3, Dg6; 9. Sh4 mit Damengewinn.

7. f2-f3! Df6-h4

7. Db6; 8. Sc4, Lf2?; 9. Ke2, Dd4; 10. DxD, LxD;

11. c3 zc. verliert einen Bauer.

8. Sd2-b3 Lc5-b6

9. d5-d6 Se7-c6

10. c2-c4 c7xd6

11. Dd1xd6 Sg8-f6

12. Ke1-d1!

Droht Sg3-f5xg7? 12. Sf6-h5

13. Sg3-f5 Dh4-d8

Auf dem plausiblen Zug 13. Df2? entscheidet die problemartige Wendung: 14. Da3!1, Lc7 (nur 10

ist Sd6? zu parieren), 15. Lc3 mit Damengewinn.

14. g2-g4 g7-g6

15. Sf5-e3 Dd8-f6

Vielleicht war 15. Lc7 nebst Sf4 verhältnismäßig vorzuziehen.

16. Dd6xf6 Sh5xf6

17. c3-c4 Lb6-d8

Auf Lc7 folgte Sd5.

18. Se8-c4 d7-d5!

Folgende fast nie vorkommende, originelle Kombination ist hierzu beachtenswert: 19. Lc7; 20. Sd6f, LxS; 21. cxd6, b6?; 22. Lh6, Tg6; 23. Lg5 zc.

19. Sc4-d6f Ke8-e7

20. g4-g5 Sf6-d7

21. e4xd5 Sc6xb4

22. Lf1-c4!

Dies ist stärker als mit SxLf nebst d5-d6? den Bauer zu retten. Die Originalität der Partie tritt hier besonders zum Vorschein, indem die weißen Türme und Läufer, die bis jetzt als stumme Zeugen der Bewegungen fast nur die weißen Springer und Bauern arbeiten ließen, erst jetzt im 22. Zuge (!) in Aktion treten. Dies kommt sonst nirgends vor!

22. Sd7xc5

23. Sb3xc5 Ke7xd6

24. Sc5-e4f Kd6-e7

25. Lc1-d2 a7-a5

26. a2-a3 Sb4-a6

27. d5-d6f Ke7-f8

28. Ld2-c3 h7-h6

Es gibt nichts Besseres.

29. Lc3xe5 Th8-h7

30. Se4-f6 Ld8xf6

31. g5xf6 Lc8-d7

32. Ta1-c1 Sa6-b8

Es drohte LxS nebst Te7. Auf

32. Lc6 folgt 33. LxS, Lxf3;

34. Kd2, bxa6; 35. d7 nebst Tc8.

33. Lc4-b5! Sb8-c6

Es ist klar, daß auf 33. LxL?

Weiß mit 34. Tc8f, Le8; 35. Te1

entscheidet.

34. Th1-e1 Th7-h8

Etwas besser war Td8.

35. Lb5xc6 Ld7xc6

36. Tc1xc6! b7xc6

37. d6-d7 Ta8-d8

38. Le5-d6f Kf8-g8

39. Te1-e7 g6-g5

40. Kd1-c2

Zum Schluß noch ein origineller Königsmarsch, der die Entscheidung herbeiführt.

40. Kg8-h7

41. Kc2-c3! Kh7-g6

42. Kc3-c4! Kg6-f6

43. Kc4-c5 h6-h5

44. Kc5xc6 g5-g4

45. f3xg4 h5xg4

46. Te7-e2 Kf6-g6

47. Ld6-c7 Td8-a8

48. b2-b4 Aufgegeben.